

Das Magazin

HÄRTEFALL

Anzahl gespielter Songs am Radio: null. Anzahl Konzerte in den letzten Monaten: fünfzig in elf Ländern. Das Zürcher Extreme-Metal-Duo Bölzer ist die obskurste Band der Schweiz. Und trotzdem eine der erfolgreichsten.

Von Frank Heer

Vermutlich haben Sie noch nie von Bölzer gehört. Die Band bespielt die winzige Nische einer Sparte des Heavy Metal. Dort ist das Duo weltberühmt. Vor einem Jahr erschien die erste Langspielplatte – ein Meisterwerk der Finsternis. «Hero» beginnt mit einem Pfeifen und endet mit einem Seufzer, dazwischen tobt ein Sturm der Entrüstung. Rasend, glühend, gefährlich. Über zehntausend Tonträger wurden bis heute verkauft, eine sagenhafte Zahl für eine Band aus Zürich, die nie

am Radio läuft, in keiner Schweizer Zeitung besprochen wird und einem kleinen Berliner Label angehört, das mit dem Slogan «Satan And Sacrifice» wirbt.

Sollte ich wider Erwarten Ihr Interesse an der Band geweckt haben, hier das Wichtigste vorab: Man muss diese Musik laut hören. Sehr laut. Lauter als gewöhnliche Rockmusik. So laut wie irgendwie möglich. Wenn nicht live, dann am besten unter guten Kopfhörern. Damit kann man Bölzer in den Wald tragen, zu Arnold Böcklin ins Kunstmuseum oder sich bei Regen neben einen knatternden Presslufthammer stellen. Ich setze mich in den Salon des Hotels Baur au Lac, Stätte der Manierlichen, wo ich ein Silberkännchen Grüntee bestelle. Beine übereinandergeschlagen, verschwörerisch lächelnd. Dann drücke ich die Playtaste meines Abspielgeräts. Es kommt dem Zünden einer Bombe gleich. Wie eine Tunnelbohrmaschine fräst sich der Titelsong in meine Hörrinde, Widerstand ist zwecklos. Sperrt sich das limbische System, verdreifacht die Doppelbasspauke die Schläge. Oder sie halbiert den Beat, wenn die Sandsturm gitarre auf gefügige Neuronen stösst. Kann es sein, dass der Kronleuchter wackelt? Die Glühbirnen flackern?

Ich drücke die Stopptaste. Ein «Wall Street Journal» raschelt. Mir ist, als hänge ein Gemälde schief. Herr Ober, einen Baldriantee, bitte!

Hast du Oropax?

Es gibt Orte, wo der Mensch nicht sein darf. Darum hat er den Heavy Metal erfunden. Es teleportiert uns in die Magmakammern der Erde, auf die dunkle Seite des Mondes, zu den Weissen Zwergen im All. Die Fussballwiese beim Schulhaus Rebhügel in Zürich ist kein solcher Ort. Zwar hängen die Wolken tief und dunkel, aber in den Jugendstilhäusern, die den Rasen säumen, würde man sehr gerne wohnen. Ein Turnschuh kickt gegen hartes Leder. Der Ball kommt bei einer Treppe zum Stillstand. Vor den Stufen stehen zwei Männer in Schwarz. Enge Jeans, spitze Stiefel, lange Haare. Der Grössere, Okoi Jones, hält einen Gitarrenkoffer, der andere, Fabian Wyrsh, einen weissen Plastiksack. Okoi ist ein schnauzbärtiger Hüne mit rostbraunen Locken, den Schädel an den Seiten rasiert. Fabian, stämmig, Töffjacke, schliesst ein Tor aus Maschendraht auf.

Die Treppe führt in einen Luftschutzkeller unter dem Rasen, ein Labyrinth aus Stahlbeton und

Lüftungsrohren. Hier befindet sich der Proberaum von Bölzer. Fabian setzt sich hinters Schlagzeug, Okoi schlüpft aus seiner Jacke, Tätowierungen am Hals und an den Armen. Er hängt sich die E-Gitarre um, zehn Saiten, extra breites Griffbrett, der Körper aus Nussbaum, der Hals aus Ahorn. Custom-made, gebaut wie ein Panzer, reduziert aufs Nötigste. Das Instrument ist mit zwei 100-Watt-Verstärkern verbunden, schwere Röhrenapparate auf wuchtigen Lautsprechern. Okoi schraubt das Mikrofon höher. «One, two, check... Hast du Oropax?»

Heavy Metal ist ein toxischer Fluss. Er wird von quecksilbrigen Bächen, öligen Pfützen und übelriechenden Rinnsalen gespeist. Thrash, Speed, Doom, Grind, Nu, Sleaze, Death sind nur die geläufigsten Hydronyme auf der Gewässerkarte des Metal. Bölzers Kanäle führen zur Kloake der Rockmusik, an den Rand des Verkraftbaren: zum Black Metal der Achtziger und Neunziger. Dass Fabian und Okoi noch kaum auf der Welt waren, als Bands wie Venom, Hellhammer oder Mayhem diese Extremform des Metal erfanden, spielt keine Rolle, umso fleissiger studierten sie deren Platten. «Klar, in unserer Musik steckt viel Black Metal», sagt Okoi nach der Probe, «aber auch Klassik, Jazz

oder Psychedelic Rock. Wir begnügen uns nicht mit einem Stil, der vor zwanzig, dreissig Jahren seine grosse Zeit hatte.»

Ein paar Wochen später treffe ich Okoi vor dem Landesmuseum Zürich. Das Wetter ist prächtig, also drehen wir Runden im Park, später setzen wir uns an die Bar der Brasserie Federal im Hauptbahnhof und studieren die Bierkarte. Okoi ist ein höflicher Mann mit grübelnder Stirn und von athletischer Statur. Alles an dem Mann ist gross und kräftig, Hände, Nacken, Schultern, Stimme, sein Körper wie ein Harnisch gegen die Melancholie, die ihn seit zwanzig Jahren aufwühlt. Mit sechzehn sei es am schlimmsten gewesen, die Depressionen kamen in Schüben, auf die Euphorie folgten bodenlose Abstürze. Therapien schlugen fehl, Medikamente machten ihn stumpf, Musik war sein Ort der Zuflucht.

Auf dem Schulhof tauschte er Kassetten: Nirvana, Metallica, Motörhead. Das erste Metalalbum, das er sich kaufte: «Divine Intervention» von Slayer. Danach wurde die Musik brutaler – und schwärzer. «Es war nicht so, dass ich Black Metal von Anfang an mochte», sagt Okoi. «Zuerst war mir das zu viel – der abgefuckte Sound, die düstere Symbolik, der gewaltige Lärm. Gleichzeitig

war da eine ungeheure Anziehungskraft, denn es gab nichts Krasseres, was man sich damals reinziehen konnte, als Black Metal. Erst war das nur ein Ventil für meinen Lebensfrust, mit der Zeit hörte ich die Nuancen. Ich merkte, dass Black Metal viel mehr war als eine destruktive Kraft, die sich über einem entlädt. Black Metal war das Echo meiner Seele: voller Wut, Angst, Zerrissenheit und Sehnsucht nach Erlösung.»

Also sprach Zarathustra

Okoi Jones kam 1984 in Zürich zur Welt. Die Mutter Schweizerin, der Vater Engländer mit nigerianischen Wurzeln. Okoi war vier, als die Familie nach Neuseeland auswanderte. Sein Vater, der erfolgreiche Blues- und Soulgitarrist Paul Ubana Jones, war viel auf Tournee, die Mutter, eine Primarlehrerin, übernahm die Erziehung der zwei Kinder. «Mein Elternhaus war voller Liebe, Kunst und Musik», erzählt Okoi. «Wir hörten Marvin Gaye, Led Zeppelin, John Coltrane, Bach.» Mit zwölf bekam er eine akustische Gitarre. Für den Unterricht übte er Klassik, für sich die Riffs von Nirvana. Der Vater unterstützte ihn, «aber ich wollte es ohne ihn schaffen – nur wusste ich nicht,

wie». Mit siebzehn las Okoi Nietzsches «Zarathustra». Vieles verstand er nicht, aber wie der Metal rüttelte auch Nietzsche etwas in ihm wach. «Ich wusste plötzlich, dass das, was ich fühlte, in Ordnung war. Dass ich meinen Weg finden würde und mich nichts davon abhalten konnte. Ich glaube, dass ich durch Nietzsche ein glücklicherer Mensch geworden bin.»

Die Metalszene in Christchurch war klein und gut vernetzt. Man versorgte einander mit Tonträgern, Fanzines und Band-Leibchen. 1999 gründete Okoi mit Schulfreunden die Black-Metal-Gruppe Aphelon, die es schnell zu lokalem Ruhm brachte. In der WG schmissen sie Konzerte und Metalpartys. Ein Studium in Englisch, Geschichte und Deutsch brach er ab, weil dem ehemaligen Rudolf-Steiner-Schüler das «Einverleiben von Wissen» widerstrebte. Er machte eine Lehre als Möbelschreiner und konzentrierte sich auf seine Band. 2003 erschien die erste EP, 2005 das erste Album. Es folgten Auftritte an grossen Festivals und wohlwollende Kritiken in Metalmagazinen.

2006 löste sich die Band auf, «die Chemie stimmte nicht mehr», und Okoi beschloss, nach Zürich zu ziehen. Er war 24 Jahre alt, hatte einen Schweizer Pass und sprach Schweizerdeutsch, was

ihm den Neuanfang erleichterte. Er arbeitete in Bars und Schreinereien, trieb Ausdauersport und rührte seine Gitarre nicht mehr an. 2008 traf er Fabian, im Ausgang in der Poli Bar, einer Quartierbeiz mit Töggeli- und Flipperkasten. Erst redeten sie nur über Platten, dann über das Leben, irgendwann suchten sie sich einen Proberaum und begannen zu spielen.

Am Anfang klang ihre Musik noch radikaler und verschlossener. Ihre erste EP «Roman Acupuncture» – eine dumpf brodelnde Metalsuppe – wurde von der Szene mit Schulterklopfen aufgenommen. Mit den Jahren begann sich der Sound zu öffnen. In die Symphonie des Donners und des Röchelns schlichen sich Harmonien. Als ich Okoi sage, dass es auf «Hero» durchaus Ohrwurmmomente gibt, die mir nachlaufen, wenn ich meine Tochter in den Kindergarten begleite, ist ihm das nicht geheuer. Ohrwürmer haben in seiner Welt nichts verloren. Doch auch wenn er es nicht so formulieren würde: Bölzer, das ist Black Metal für Leute, die Black Metal nicht mögen. Sie haben das Genre einer Restauration unterzogen. Die Gruft entrümpelt und nur das Beste behalten. Dem Mond eine Sonne, dem Rauschen eine Melodie,

der Rache ein Gewissen hinzugefügt. Ich frage Okoi, ob er seine Musik beschreiben könne. Er überlegt lange und sagt dann: «Explosiv, männlich, aggressiv. Friedvoll, romantisch, versöhnlich.»

Das Kreuz mit den Haken

Am 14. August 2017 publiziert die amerikanische Internetplattform DigitalMusicNews.com die Namen mehrerer Bands, die mit faschistischen oder antisemitischen Inhalten auf Spotify vertreten seien. Der Autor des Artikels schreibt in einem Statement: «Da gibt es diese Gruppe namens Bölzer, eine Schweizer Extreme-Metal-Band. Die klingen ziemlich gut und haben eine beachtliche Fangemeinde, aber der Sänger hat sich mehrere Hakenkreuze tätowieren lassen. Er streitet jede rassistische Gesinnung ab.» Spotify verspricht, die Konten der genannten Künstler zu blockieren. Kurz nach Veröffentlichung der Liste postet Okoi eine wütende Antwort auf Facebook. «Mein Name und der meiner Band werden im Internet mit der Behauptung besudelt, ich stehe einer rechtsradikalen Gesinnung nahe und glorifiziere die Nazi-Zeit (...) Die Vorwürfe stammen von Leuten, die mich nicht kennen und

keine Ahnung haben, wer ich bin (...) Ich dulde weder Faschismus, Sexismus noch Rassismus (...) Es stünde im krassen Gegensatz zur Tatsache, dass mein Grossvater Nigerianer war und ich zu einem Viertel schwarz bin.» Dazu veröffentlichte Okoi ein gemeinsames Foto von sich und seinem dunkelhäutigen Vater mit Afrofrisur. Für seinen Post bekam Okoi mehr als 6500 Likes. Auf Wikipedia kann man nachlesen: «Aufgrund der Tätowierungen von Sänger Okoi Jones, die u.a. Sonnenräder und Runen zeigen, stand die Band 2014 unter dem Verdacht, rechtsgerichteten Ideologien nahezustehen. Dies wies Jones unter Berufung auf seine afrikanischen Wurzeln zurück.»

Ich frage Okoi: Wo stehst du politisch?

«Irgendwo zwischen Mitte und links. Es kommt aufs Thema an.»

Wozu die Hakenkreuze? Provokation?
Jugendsünden?

«Im Gegenteil, die Swastika steht in verschiedenen Kulturen für alles Mögliche – das Chaos, die Sonne, das Universum, das Glück, den Mond... Sie ist ein positives Zeichen und taucht seit Jahrtausenden in den verschiedensten

Kulturkreisen auf, auch im vorchristlichen Europa.»

Für die meisten Menschen steht sie für die Verbrechen der Nationalsozialisten.

«Stimmt, und ich weigere mich, sie den Nazis zu überlassen.»

Das kann jeder sagen, der sich nicht traut, offen antisemitisch zu sein.

«Denk mal nach. Ich liebe Soul, Blues und R 'n' B. Mein Vater ist zur Hälfte Nigerianer. Als Faschist oder Rassist wäre ich ein Fall für den Psychiater.»

Kürzlich habt ihr in Tel Aviv gespielt. Ist das nicht ein bisschen komisch, wenn du in Israel auf der Bühne deine Hakenkreuze auspackst?

«Auch unsere israelischen Fans wissen, dass wir keine Antisemiten sind. Es wäre ja auch komplett absurd, wenn wir als verkappte Neonazis für ein jüdisches Publikum in Tel Aviv spielten.»

Black Metal wurde immer wieder von Neonazis gekapert. Du riskierst mit solchen Tattoos, dass die falschen Leute an eure Konzerte kommen.

«Sollen sie kommen, doch sie werden nicht finden, was sie suchen. Meine Texte sind frei von

Ideologie. Ich stehe nicht auf der Bühne, um den Leuten zu sagen, was sie zu denken haben.»

Müsstest du dich nicht deutlicher abgrenzen?

«Ich begegne vielen Menschen mit unterschiedlichen Ansichten und finde das gut so. Ich bin gegen jede Art von Ismen.

Glaubenssysteme sind mentale Sackgassen. Aber ich erwarte nicht, dass jeder so denkt wie ich. Das stünde im Widerspruch zu meiner Philosophie.»

Welcher Philosophie?

«Der Philosophie des freien Geistes und der Intelligenz. Rassismus, Sexismus oder Faschismus sind das Gegenteil davon, was ich unter Freiheit und Intelligenz verstehe.»

Woran glaubst du?

«An die Magie der Natur. Und an das Chaos. Es ist eine neutrale Energie, weder gut noch böse, genau wie die Swastika. Reicht dir das?»

Reicht mir das? Sagen wir es so: Ich kann mit diesen Antworten leben und sehe keinen Grund, Okoi für seine Mission zur Ehrenrettung der Swastika zu diskreditieren, ihm den Dialog zu verweigern oder Bölzers Musik nicht mehr zu mögen.

Nächster Halt: Olten

Mein Intercity wird von einem Tunnel verschluckt. Die Druckwelle knallt gegen die Scheiben des Speisewagens, der Schaum auf meinem Cappuccino wackelt. Ich denke an Dürrenmatts Erzählung «Der Tunnel»: Ein Zug rast dem Innern der Erde zu, der Lokführer ist längst abgesprungen. In meinem Kopfhörer tobt «Phosphor» im Takt des Schienenschlags. Fabian rollt einen polyrhythmischen Eisteppich aus. Zweiunddreissigstel? Vierundsechzigstel? Licht bricht in das Getöse wie die Sonne in den Wald, rostige Synkopen galoppieren auf tief gestimmten Gitarrensaiten. Es klingt, als hätte sich Ennio Morricone zu Bölzer ins Studio geschlichen und ein paar Revolverschüsse abgefeuert. Mein Speisewagen rast zurück in den Tag, über dem Jurasüdfuss brennt die Sonne. Auf einem staubigen Feldweg steht ein Pferd. Es hat seinen Reiter abgeworfen. Lee van Cleef? Nächster Halt: Olten.

In der Winkelunterführung hinter dem Bahnhof suche ich den Outsider Metal Shop. René «Fribi» Freiburghaus betreibt hier seit drei Jahrzehnten

einen Plattenladen, spezialisiert auf Heavy Metal. In den Vitrinen liegt Einschlägiges aus der Gruft zum Verkauf: Totenköpfe, Patronengürtel, Aufnäher, Nietenbänder. Kein Laden setzt mehr Platten von Bölzer ab als Fribis Outsider Shop. Allein von «Hero» verkaufte er in den ersten Wochen nach dem Release gleich über fünfzig Stück. Klingt bescheiden, ist in Zeiten von Spotify und Digital Downloads aber viel. Von einer neuen AC/DC geht nur ein knappes Dutzend mehr weg. Wer sind die Leute, die das Album kaufen? «Noch immer viele Metalheads», sagt Fribi. «In der Szene wurde ‹Hero› abgefeiert. Aber es fragen auch viele Kunden nach Bölzer, die sonst weniger auf Metal stehen. Studenten, Rock- oder Indiefans, Leute, die offen sind für neue Töne.» Aus Fribis Lautsprechern wummert «I Am III». Ein Bandwurm des Unbehagens. Der Song dauert fast zehn Minuten und ist der frostigste und härteste Track auf «Hero». «Geil», sagt Fribi und grinst.

Warum?

«Weil Bölzer machen, was sie wollen. Die sind nur zu zweit und klingen wie eine voll besetzte Band. Ein unglaublicher Sound, den die da hinkriegen.»

Wo würdest du das Duo einordnen?

«Ihre Wurzeln liegen im Black und Death Metal, das hört man noch immer. Aber Bölzer haben ein unverkrampftes Verhältnis zu ihren Vorbildern. Die lassen sich nicht in Schubladen stecken.»

Fribi weiss, was im Metal Sache ist. Er war dabei, als Venom, die legendären Black-Metal-Pioniere aus England, 1984 im Volkshaus Zürich auftraten. Das Originalplakat hängt gerahmt in seinem Laden. Vorgruppe war eine unbekannte Band aus Kalifornien, die knüppelharten Thrash spielte: Metallica. «Damals waren die noch tiefster Underground. Lars Ulrich, der Schlagzeuger von Metallica, beantwortete die Fanpost noch selbst und schnürte Pakete mit Demokassetten, die er verschickte. In der Schweiz waren wir kaum mehr als ein paar Hundert Freaks, die so was hörten.»

In den folgenden Jahren wurde der Metal immer extremer. Schweizer Bands wie Hellhammer oder Celtic Frost, deren Bassist Martin Stricker am vergangenen Samstag gestorben ist, setzten in einer radikalen Subkultur noch radikalere Massstäbe. Am gefährlichsten klang Black Metal Anfang der Neunzigerjahre in Norwegen. Mehr Sabotage und Abschottung ging nicht: okkultes

Geröchel, brennende Kirchen und das Abdriften einer durchgeknallten Fraktion in die rechte Ecke waren der Anfang vom Ende einer Kunstform, die sich selbst auffrass.

«Da passierte unglaublich viel in sehr kurzer Zeit», erinnert sich Fribi. «Bis der Sound und die Texte selbst hartgesottenen Metallern too much waren. Da ging es nicht mehr um Musik, Kunstblut und Spass, sondern um Ideologie und Gewalt.»

Der Rohstoff

Zürich-Wiedikon, Kreis 3. Die Poli Bar gegenüber der Herz-Jesu-Kirche ist das verlängerte Wohnzimmer der Band. Früher stand Okoi hier am Zapfhahn, heute erledigt er die Buchhaltung. Fabian ist Webdesigner. Bölzer ist für beide zum Teilzeitberuf geworden. In diesem Jahr spielten sie über fünfzig Konzerte. Nur zwei davon in der Schweiz, alle anderen im Ausland: Deutschland, Polen, Israel, England, Schweden, Norwegen, Portugal, Österreich, USA, Kanada. Das Booking erledigt eine Agentur in Wien, ums Management kümmern sich die beiden selbst. Okoi bestellt ein grosses Bier, Fabian ein Club Mate. «Einige unserer alten Fans werfen uns vor, uns von der

reinen Schule des Black Metal entfernt zu haben. Und es stimmt ja auch, der alte Black Metal hat uns geprägt. Aber meine Begeisterung für Musik ist zu gross, als dass ich mich an ein einziges Genre klammern will.»

Ihr seid keine Black-Metal-Band mehr?

«Spielt das eine Rolle? Black und Death ist der 23 Rohstoff, mit dem wir arbeiten. Aber wenn Black Metal bedeutet, festgefahrene Hörgewohnheiten zu befriedigen, dann hat das nichts mehr mit uns zu tun.»

Fabian wuchs an der Zürcher Goldküste in Herrliberg auf, die Mutter unterrichtet an der F+F Schule für Kunst und Design, der Vater ist Architekt. Als Kind nahm er die Hitparade auf Kasette auf, es kam Techno, dann Nirvana. Mit zwölf kaufte er sich vom Sackgeld die erste Platte, «Stoner Witch» von The Melvins (Tipp seines Schlagzeuglehrers), mit fünfzehn nahm ihn sein Götti an ein Konzert der Band in die Rote Fabrik mit. Seitdem lässt er sich die Haare wachsen (heute reichen sie ihm bis zum Gürtel). Im Zürcher Jugendkulturhaus Dynamo sah er dann erstmals eine Black-Metal-Band. «Ich war verstört und begeistert – es war wie bei einem Horrorfilm: Du

hast Schiss weiterzuschauen, kannst aber nicht abschalten, weil du unbedingt sehen willst, was als Nächstes passiert.»

Wie reagierten deine Eltern auf die Musik?

«Die wollten wissen, warum ich mir so was anhöre. Am meisten störten sie sich an den T-Shirts, die ich trug. Die waren ja auch eine Provokation. Ab und zu verschwand ein besonders krasses Leibchen für immer in der Waschmaschine. Aber meine Eltern sind Künstler: Sie sprachen mit mir über die Musik, und ich erklärte ihnen, was ich daran mochte. Dann war das für sie auch in Ordnung.»

Was mochtest du daran?

«Der Sound gab mir Halt und bündelte meine Gefühle. Black Metal zu erleben oder selbst zu spielen, ist wie ein reinigender Sturm, aus dem du unverletzt hervorgehst. Aggressionen werden in Energie verwandelt. Natürlich ging es uns auch um Auflehnung und Ablehnung. Black Metal war eine Haltung. Heute höre ich diese alten Sachen nur noch selten.»

Warum?

«Als junger Mensch lässt man sich mittragen von dem, was einen begeistert. Man findet Halt in einer Szene von Gleichgesinnten. Alles andere interessiert einen nicht. Wenn man älter wird und sehr leidenschaftlich musiziert, setzt man sich automatisch mit anderen Kunstformen auseinander. Man erweitert seinen Horizont, entdeckt Neues.»

Das Experiment

Black Metal kann, wie jede gute Kunst, nicht verletzen, nur erschüttern. Doch lässt sich die Erschütterung messen? Ich schreibe eine Mail an Roland Wiest, Extraordinarius und stellvertretender Direktor des Universitätsinstituts für diagnostische und interventionelle Neuroradiologie am Inselspital Bern: «Sehr geehrter Herr Wiest, ich arbeite an einer Reportage über die Zürcher Extreme-Metal-Band Bölzer. Dabei handelt es sich um einen sehr lauten, physischen, gewaltigen und aggressiven Sound. Mich interessiert, was beim Hören dieser Musik in meinem Gehirn passiert.»

Der Zufall will es, dass Professor Wiest ein alter Heavy-Metal-Fan ist. Im Juni sah er Guns N' Roses

im Letzigrund in Zürich, fürs Metallica-Konzert im Frühjahr in Genf hat er bereits Tickets. Seine Antwort: «Wir können das gerne ausprobieren.» Wiest macht mich mit Urs peter Knecht bekannt, stellvertretender Oberarzt und Facharzt für Radiologie. Knecht war früher Jazzbassist, heute führt er ein eigenes Tonstudio. Er erklärt mir den Ablauf unseres Experiments. Gut zu wissen: Um beim Bölzer-Hören in mein Gehirn zu gucken, muss die Schädeldecke nicht aufgesägt werden, es reicht eine Magnetresonanztomografie. Wird ein Hirnbereich durch einen akustischen Reiz stimuliert, steigt im entsprechenden Areal die Durchblutung. Dieser Effekt kann gemessen und bildlich dargestellt werden.

Im Vorfeld unseres Experiments schicke ich Knecht drei Musikfiles: Bölzers «Spiritual Athleticism», «Everything Flows» von der schottischen Indieband Teenage Fanclub und «Der Tod und das Mädchen» von Franz Schubert, dessen Streichquartett von 1824 mit der Schwermut Bölzers zumindest verwandt ist. Teenage Fanclub hörte ich Anfang der Neunziger exzessiv, darum, so hoffen wir, würde sich eine emotionale Reaktion messen lassen. Knecht

schlägt vor, der Auswahl noch etwas Abstraktes beizufügen: ein bisschen Kriegslärm? Why not!

An einem verregneten Nachmittag im April lege ich mich im Inselspital Bern in die Röhre und versuche das Gefühl zu zerstreuen, lebendig begraben zu werden. Per Kopfhörer werden mir die Soundbeispiele vorgespielt. Zuerst Schubert, sechsmal zwanzig Sekunden, dazwischen kurze Pausen, dann Bölzer und Teenage Fanclub, in gleicher Länge. Die starken Magnetfelder erzeugen Klopf- und Brummgeräusche, die so laut sind wie die Musik. Den Kriegslärm zum Schluss höre ich zum ersten Mal:

Maschinengewehrsalven, Helikopterlärm, Detonationen. Ich bin erleichtert, als mich Knecht nach 45 Minuten aus der Röhre zieht.

Eine Woche später. Ich sitze mit Wiest und Knecht vor einem Bildschirm, auf dem die Tomografien meines Gehirns zu sehen sind. Zum einen zeigen sie, was zu erwarten war: dass die akustischen Signale dort ankamen, wo sich das Ende des Hörgangs befindet – in der Hörrinde. Knecht ist aber überrascht, dass der Kriegslärm andere Bereiche stimuliert als Bölzer. Er hatte erwartet, dass Metal und Granaten in der Hörrinde denselben Effekt erzeugen. Dagegen gibt

es kaum relevante Unterschiede zwischen den drei Musikbeispielen. Meiner Hörrinde ist es also vollkommen schnuppe, ob ich ihr rasenden Black Metal oder ein schwelgendes Streichquartett vorspiele.

Anders verhält es sich mit den Schläfenlappen des Grosshirns. Hier, im limbischen System, entfalten akustische Reize ihre emotionale Wirkung. Experimente hatten gezeigt, dass Gefühle beim Musikhören gemessen werden können. Leider nicht bei mir. Selbst bei Teenage Fanclub blieben meine Schläfenlappen ungerührt, auf dem Bildschirm ist nicht der Hauch einer Erregung zu erkennen. Dabei beschallte «Everything Flows» mit seinen wogenden Gitarren und den hymnischen Melodien die Höhen und Tiefen meiner Jugend. Roland Wiest erklärt es mir so: Vermutlich waren die störenden Nebengeräusche und die beklemmende Lage in der Röhre schuld, dass ich mich nicht entspannt auf die Musik konzentrieren konnte, um etwas zu empfinden. Dennoch ist meine wichtigste Frage geklärt: Kann Black Metal neurologische Schäden verursachen? Antwort: Nein.

Der Feuerlauf

Rückblende: Berlin im Dezember 2016. Bölzer spielt am zweiten Abend des «De Mortem et Diabolum»-Festivals. Woanders hätte man das Synchron-Headbanging der Vorgruppe für eine Parodie gehalten. Hier findet niemand die Darbietung lustig (ausser mir). In den Pausen formen sich bleiche Grüppchen, junge und mittelalte Männer, aber auch erstaunlich viele Frauen. Die Haare sind lang, meist schwarz und frisch geföhnt, man fachsimpelt übers Programm, nippt artig am Bier und trägt den Patronengürtel über die Hüfte hängend. Unter den Lederjacken baumeln Pentagramme und umgedrehte Kreuze. Metal ist eine ironiefreie Kunst. Wer hier in einem Iron-Maiden-T-Shirt rumläuft, meint es auch so.

Kurz vor Mitternacht rollen Bölzer ihre Verstärker auf die Bühne. Während des Soundchecks füllt sich die Halle. Okoi Jones tritt ans Mikrofon, breitbeinig und mit nacktem Oberkörper. Nur bei genauem Hingucken erkennt man die Swastikas, die tatsächlich wenig mit den Nazikreuzen gemein haben. Okoi dreht den Mikrofonständer höher, bis ihm die Locken in den Rücken fallen. Mit dem ersten Riff drängt das Publikum zur Bühne, Lederjacke an Lederjacke. Okoi ist in blaues Licht

getaucht. Der Sound seiner Gitarre fegt über unsere Köpfe, infernalisch und schnell. Ich stehe in der ersten Reihe und schliesse die Augen. Ein Schaum aus Obertönen schlägt mir entgegen, laut wie eine Rakete, Fabian schleudert Triolen ins Getöse, galoppierend, rasend. «A sickness of the heart ravages the land», ist der erste Satz, den Okoi ins Mikrofon brüllt. Nach dem Konzert suche ich die Band im Backstagebereich. Okoi taumelt mir im Flur entgegen, bleich, abgekämpft, die nassen Haare im Gesicht. Er sieht durch mich hindurch, geisterhaft, ohne mich zu erkennen.

Der Philosoph Roland Barthes sagte, Hören sei ein physiologischer, Zuhören ein psychologischer Akt. Bölzer zuzuhören ist wie über Feuer zu laufen: Man glaubt, die ersten Takte nicht zu überleben; das brennende Getöse, die melodischen Trümmer. Trotzdem geht man weiter, fühlt die Glut unter den Sohlen, beginnt zu rennen, bis man spürt, dass einem die Hitze nichts anhaben kann. Feuerläufer berichten vom Gefühl der Euphorie. Der Bezwingung des eigenen Schattens. Auch die Musik von Bölzer muss bezwungen werden, ehe sich Euphorie einstellt. Sie fordert unsere ganze Bereitschaft, vielleicht auch ein wenig Mut. Zu verlieren gibt es nichts. Zu

gewinnen? Einen Flug auf die dunkle Seite des
Mondes. Gute Reise!

Erschienen am 28. 10. 2017